

## Kita und Familie

Chancen und Grenzen einer familienorientierten religionspädagogischen Arbeit

**Michael Domsen**

### *Zusammenfassung*

*Kita und Familie sind in besonderer Weise aufeinander verwiesen. Diese Ausgangslage birgt Chancen und Grenzen, die auch bei der Profilierung und Gestaltung religionspädagogischen Arbeit im Blick sein müssen. Der Beitrag skizziert dabei grundlegende Perspektiven, indem er die Bedeutung einer familienorientierten Arbeit vor Augen führt. Vor dem Hintergrund der Differenzierung zwischen impliziter und expliziter religiöser Erziehung weist er zugleich auf die Notwendigkeit einer Profilierung vor Ort hin.*

Dass Kita und Familie in besonderer Weise aufeinander verwiesen sind, wird niemand ernstlich bestreiten. Dabei lässt sich eine doppelte Interessenlage konstatieren. Vonseiten der Familie wird die Kita vorrangig als Hilfe und Unterstützung wahrgenommen, nicht zuletzt deshalb, weil sie dazu beiträgt, Familie und Beruf miteinander vereinbaren zu können. Anders als in der Schule, wo einseitige Leistungsanforderungen und struktu-

relle Vorgaben, die nicht immer mit der Binnenlogik der Familie zu vereinbaren sind, schnell zu Überforderung und Stress in den Familien führen können, steht die Kita für eine Arbeit, die sich am Kind selbst orientiert, seine Bedürfnisse, Möglichkeiten und Eigenheiten konstitutiv mit aufnimmt und dabei Vorgaben macht, die größtenteils verständlich und nachvollziehbar sind. Die Kita ist dabei in der Regel die Instanz, bei der das Kind erstmals außerfamiliär betreut wird. Insofern steht dessen Wohlergehen in besonderer Weise im Mittelpunkt. Dies führt dazu, dass Eltern der Kita gegenüber eine Offenheit an den Tag legen, die weitgehend durch Interesse an der Arbeit dort und dem Bedürfnis nach Information darüber bestimmt ist.

Auch vonseiten der Kita lässt sich ein Zugehen auf Familien beobachten. Dahinter steht die Erkenntnis, dass pädagogische Prozesse, vor allem dann, wenn sie im frühen Alter stattfinden, nie nur das Kind selbst im Blick haben dürfen, sondern immer auch die Personen des familialen Nahbereichs. Sie entscheiden maßgeblich darüber, ob die gegebenen Impulse verstärkt, abgelehnt oder schlichtweg ignoriert werden. Die in der Familie erfahrenen Prägungen beeinflussen alle weiteren Sozialisations- und Bildungsprozesse. Die dort vermittelten Basiserlebnisse sowie die dazugehörigen Interpretationsmuster bleiben ein Leben lang relevant und können niemals völlig ausgeblendet oder negiert werden. Insofern ist die Weitung der Perspektive über die unmittelbaren pädagogischen Vollzüge in der Einrichtung hinaus, grundlegend und unverzichtbar. Gelingende Sozialisation braucht diesen weiteren Blick.

### 1. Familienorientierung als grundlegende Perspektive in der Kita

Allerdings ergibt sich eine gelingende Kommunikation zwischen Eltern und Kita in der Regel nicht von selbst, sondern bedarf zielgerichteter Impulse. Das gilt vor allem dann, wenn das Profil der Einrichtung von den Familien nicht in allen seinen Facetten mitgetragen oder sogar grundsätzlich in Frage gestellt wird. Nicht selten sind es primär alltagspragmatische Erwägungen, die zur Wahl einer Kita führen. Das pädagogische wie religionspädagogische Konzept spielt „oft keine vordergründige Rolle“<sup>1</sup>. Das heißt nicht, dass Eltern kein Interesse an der Arbeit der Einrichtung hätten und entsprechende Angebote nicht schätzen würden. In der Regel sind sie durchaus bereit, sich darauf einzulassen. Entscheidend dafür ist jedoch, dass sich das Kind in der Einrichtung wohl fühlt. Ist das gegeben, können auch Angebote mitgetragen werden, die in der eigenen Familie keine Tradition haben. Dabei ist zwischen elementarpädagogischen und religionspädagogischen Angeboten zu differenzieren. Während Ersteres immer mehr auf positive Resonanz stößt, weil die Bedeutung einer umfassenden Bildung für die allermeisten unmittelbare Evidenz besitzt, ergibt sich bei Letzterem deutlich mehr Vergewisserungs- und Begründungsbedarf. Religion gilt als Privatsache, über die jeder selbst zu entscheiden habe. Dementsprechend ist auch die Einstellung weit verbreitet, dass Eltern ihren Kindern in diesem Bereich nicht zu viel vorgeben sollten. Die Kinder sollen hier nicht zu sehr beeinflusst werden. Vielmehr sollen sie selbst einmal darüber entscheiden können. Auffällig ist zudem, dass diejenigen, die religiöser Erziehung als intentionale religiöse Sozialisation eine große Bedeutsamkeit zubilligen, vorrangig in bestimmten Familienkonstellationen leben, die tendenziell eher als traditionell bezeichnet werden können.

<sup>1</sup> Anne Braun u. a.: Was Eltern erwarten und erfahren – Religiöse und interreligiöse Bildung in der Kita aus Elternsicht, in: Albert Biesinger / Anke Edelbrock / Friedrich Schweitzer (Hg.): Auf die Eltern kommt es an! Interreligiöse und Interkulturelle Bildung in der Kita, Münster u. a. 2011, 43–120, hier: 55.

So haben diejenigen, die religiöse Erziehung für wichtig halten, durchschnittlich drei oder mehr Kinder.<sup>2</sup> Hier zeigt sich eine Tendenz, die auch in anderen Untersuchungen zu Tage tritt. Religiosität, vorrangig in Gestalt von Kirchlichkeit, korrespondiert mit Familienkonstellationen, in denen Eltern verheiratet sind und mehrere Kinder haben. Offensichtlich scheinen die entsprechenden kirchlichen Angebote hier besonders anschlussfähig zu sein. Auf der anderen Seite fällt auf, dass kirchliche Kommunikation mit einem Habitus einhergeht, der für viele, vor allem nicht traditionelle Familien nicht mehr oder nur sehr schwer anschlussfähig ist. Ein wichtiger Grund liegt in habituellen Ausschließungen, die sich aus dem gegenwärtigen Profil von Kirchlichkeit ergeben. Diese Erkenntnis ist vor allem für Kitas in kirchlicher und diakonischer Trägerschaft von Gewicht.

Grundsätzlich bleibt festzuhalten: „Wer es mit Kindern gut meint, muss im Dialog mit ihren Eltern stehen und sie fördern. Manchmal gilt aber auch: Wer es mit Eltern gut meint, muss ihre Kinder auch in Bereichen fördern, die sie als Eltern derzeit (noch) nicht für wichtig erachten.“<sup>3</sup> Was für den elementarpädagogischen Bereich unmittelbar einleuchtet, gilt im Grundsatz auch für den religionspädagogischen. Gerade eine plurale Gesellschaft, die zudem von ihren Mitgliedern Mobilität verlangt, braucht religiöse Bildung. Soll sie aber gelingen, sind die Familien konstitutiv mit einzubeziehen. Je nach

### Relevanz als Schlüsselkategorie

Kontext, der sich nicht zuletzt auch in der Gruppenzusammensetzung niederschlägt, ergeben sich dabei unterschiedliche Profile. Treffen dort christliche, muslimische, jüdische, buddhistische und konfessionslose Kinder aufeinander, wird die Bedeutung religiöser Bildung nicht nur klarer vor Augen stehen, sondern stärker auch interreligiös ausgerichtet sein müssen als wenn vorwiegend nicht religiös sozialisierte Kinder auf einige wenige treffen, die aus christlichen Familien stammen oder wie in weiten Teilen Ostdeutschlands noch seltener einer anderen Religion angehören. Immer jedoch wird es um eine grundlegende Sensibilisierung wie auch eine umfassende Plausibilisierung gehen müssen. Bildend kann letztlich nur das sein, was verständlich, zumutbar und anschlussfähig ist. Relevanz wird zur Schlüsselkategorie.<sup>4</sup> Diese ergibt sich nicht per se aus bestimmten Prägungen und Haltungen, wenngleich sie in eröffnender Weise vortrukturierend sein können. Relevant ist, „was beim Individuum Aufmerksamkeit erhält“<sup>5</sup>. Hier spielt die Familie eine grundlegende Rolle, auch und gerade im Feld religiöser Bildung.

Wichtig dabei ist, dass Kitas Raum für unterschiedliche familiäre Prägungen geben, damit überhaupt vor Augen treten kann, wovon die Kinder in ihrer Entwicklung bestimmt werden. Dabei ist von einem „dialektischen Verhältnis zwischen Kultur und Religion auszugehen. Beides lässt sich nicht voneinander trennen: Kultur bestimmt Religion, aber Religion auch die Kultur.“<sup>6</sup> Schon deshalb dürfen die elementarpädagogische und

<sup>2</sup> So die Ergebnisse einer Allensbacher Untersuchung zu Einstellungen zur Erziehung. Vgl. *Albert Biesinger / Simone Hiller / Andreas Stehle*: Forschungsstand zur christlichen Erziehung in der Familie, in: Biesinger / Edelbrock / Schweitzer 2011, 17–28, hier 18.

<sup>3</sup> Dies.: Vorwort, in: Biesinger / Edelbrock / Schweitzer 2011, 9–11, hier 10.

<sup>4</sup> Vgl. *Michael Domsgen*: Kommunikation des Evangeliums – Perspektiven der Lebensbegleitung, in: *Michael Domsgen / Bernd Schröder* (Hg.): Kommunikation des Evangeliums. Leitbegriff der Praktischen Theologie, 75–85, hier: 79f.

<sup>5</sup> *Eberhard Hauschild / Uta Pohl-Patalong*: Kirche (Lehrbuch Praktische Theologie 4), Gütersloh 2013, 110.

<sup>6</sup> *Katja Dubiski / Ibtissame Essich / Friedrich Schweitzer / Anke Edelbrock / Albert Biesinger*: Religiöse Differenzwahrnehmung im Kindesalter. Befunde aus der empirischen Untersuchung im Überblick, in: *Anke Edelbrock / Friedrich Schweitzer / Albert Biesinger* (Hg.): Wie viele Götter sind im Himmel? Religiöse Differenzwahrnehmung im Kindesalter, Münster u. a. 2010, 23–38, hier 23.

die religionspädagogische Dimension nicht voneinander getrennt werden. Vielmehr können und sollten sie sich ergänzen. Unter dieser Perspektive ist problematisch, dass in den Einrichtungen oft noch nicht einmal bekannt ist, welche Religionszugehörigkeit die Kinder haben. Das gilt umso mehr als die religiöse Sprachfähigkeit der Kinder nur ansatzweise entwickelt ist. Dies geht bei vielen „Hand in Hand mit der Tatsache, dass sie so etwas auch nicht erlebt haben. Dies bedeutet umgekehrt, dass eine im Allgemeinen bleibende Sprachförderung, die nicht mit religiösem Wissen und Erleben verbunden ist, Kindern in religiöser Hinsicht kaum weiterhelfen kann.“<sup>7</sup>

Wer dies ändern will, muss Diversität zulassen und grundlegend mit einbeziehen. Das kann verunsichern, weil damit eigene Positionen auf den Prüfstand kommen und sichtbar werden. Das gilt auch und gerade für die Eltern der Kinder, denn bei den Kindern selbst sind die Berührungängste oft weitaus geringer. Grundlegend dabei ist, dass alle gefördert, aber möglichst niemand überfordert wird. Unerlässlich dafür ist eine „würdige Kommunikation“ mit den Familien der Kindern, die „Schritt für Schritt die (vielleicht nur rudimentär) vorhandenen“<sup>8</sup> Kompetenzen im Blick hat und ans Licht bringt.

## 2. Chancen und Grenzen einer familienorientierten (religions-)pädagogischen Arbeit

Eine solche Sichtweise verhilft dazu, Familie nicht von vornherein defizitär in den Blick zu nehmen, sondern ressourcenorientiert. Es geht darum, am Vorfindlichen anzuknüpfen und nach Möglichkeiten der Unterstützung zu suchen. Dies gilt auch und gerade hinsichtlich der religiösen Bildung und Erziehung. Diese krankt ja oft daran, dass die in der Betreuungseinrichtung gegebenen Impulse sich zu verlieren scheinen, weil sie im Nahumfeld der Kinder keine Resonanz erhalten. Die Folge sind Klagen über Eltern und Großeltern, die störend wirken, weil sie beispielsweise religionspädagogische Angebote lächerlich machen oder ihnen mit Gleichgültigkeit begegnen.

Nun lassen sich die Reaktionen der Eltern, Geschwister und Großeltern nicht von vornherein beeinflussen. Allerdings kann sich eine Sichtweise, die auch die religiöse Erziehung als Teil einer Erziehungspartnerschaft versteht, sehr positiv auf die familiäre Resonanz auswirken.

Notwendig dafür ist ein umfassendes Verständnis von religiöser Erziehung.

Kinder sind darauf angewiesen, dass ihnen die religiöse Dimension eröffnet und religiöse Deutungen angeboten werden. Religiosität als die persönliche Aneignung von Religion entsteht nicht unvermittelt. Auch sie ist auf äußere Impulse, pädagogisch gesprochen auf Fremdsocialisation angewiesen. Dabei spielt die Familie als früheste Sozialisationsinstanz eine besondere Rolle.

Entscheidend für die Explizierung der religiösen Dimension ist, dass sie nur „im Zusammenhang mit einer bestimmten kommunikativen Praxis“<sup>9</sup> zur Sprache kommt. Das Gottesbild wird durch die Art und Weise des Umgangs miteinander geprägt. „Und je nachdem wie diese Praxis konkret erlebt wird, fällt die Gottesvorstellung des Kindes aus.“<sup>10</sup>

<sup>7</sup> A.a.O., 34f.

<sup>8</sup> Biesinger / Hiller / Stehle 2011, 27.

<sup>9</sup> Norbert Mette: Voraussetzungen christlicher Elementarerziehung. Vorbereitende Studien zu einer Religionspädagogik des Kleinkindalters, Düsseldorf 1983, 284.

<sup>10</sup> Ebd.

Sinnvollerweise ist zwischen einer impliziten und einer expliziten religiösen Erziehung zu unterscheiden. Vor allem in den ersten Lebensjahren geht es wesentlich darum, den Kindern Erfahrungen zu ermöglichen, die auf den ersten Blick gar nicht nach religiösen Erfahrungen aussehen, die aber dennoch dafür sorgen, dass die Wörter und Bilder unserer Kinder reich an Vorstellungen, Erinnerungen und Hoffnungen werden. Auf diese Weise kann ein Erfahrungsfundus gebildet werden, der dazu verhilft, explizit religiöse Aussagen zu deuten und emotional positiv nachzuempfinden. Die Religionspsychologie spricht davon, dass hier das, was später unter Gott vorgestellt wird, vorstrukturiert wird. Darüber hinaus brauchen Kinder Deutungsmuster und Praktiken, die Transzendenz benennbar und erfahrbar machen.

Beides gehört zusammen: Explizit religiöse Erziehung kann nur im Kontext gelungener impliziter religiöser Erziehung agieren.<sup>11</sup>

Die Differenzierung zwischen impliziter und expliziter religiöser Erziehung verhilft dazu, Familie in den Blick zu nehmen, ohne gleich in ein Lamento vom Ausfall religiöser Erziehung einstimmen zu müssen. Die Familie ist nicht nur ein Lernort des Glaubens, wenn es explizit um Glaubensdinge geht, beispielsweise um Glaubensinhalte wie biblische Geschichten oder um Glaubenspraxis wie das Gebet. Die Familie ist auch dann als Lernort des Glaubens wichtig, wenn sie zunächst nichts anders tut, als der nachfolgenden Generation ins Leben zu helfen. Sie ist auch dann Lernort des Glaubens, wenn sie die Entwicklung einer Persönlichkeit fördert, die sich bejaht weiß und frei entfalten kann. Eine solche Perspektive eröffnet Räume und ermöglicht es, Brücken zu bauen.

Die Ausrichtung auf die Familie beinhaltet große Chancen. Das ist gar keine Frage. Allerdings ergeben sich auch deutliche Grenzen, die nicht übersehen werden dürfen, wenn man nicht blindlings Frustrationserfahrungen produzieren will. Einerseits ist daran zu erinnern, dass auch die beste Kita nie sicher sein kann, wirklich erfolgreich zu sein. Denn zu „den Eigenarten sozialer Systeme [wie der Familie; M.D] gehört es, dass sie prinzipiell undurchschaubar, nicht-instruierbar und selbstreferentiell sind. Eine rational kalkulierbare Steuerung selbstorganisierter Prozesse stellt insofern eine Kontrollillusion dar.“<sup>12</sup> Das gilt auch hinsichtlich möglicher Kompensationsleistungen. Eine Kita kann nicht alles auffangen, was zu Hause nicht geleistet wird, denn der Einfluss der Eltern auf die Entwicklung des Kindes ist immer stärker als die Qualität der Einrichtung. Gleichzeitig gilt jedoch, dass besonders „sozial schwache Familien von einer qualitativ hochwertigen Betreuung profitieren“<sup>13</sup>.

### 3. Familienorientierung als vor Ort zu profilierende Dimension

„Es gibt nicht das eine Rezept, nicht den einen Hebel, den man bedienen muss, um Eltern, Kindern und Familien gerecht zu werden.“<sup>14</sup> Dazu sind die Ausgangslagen zu disparat, die Familien zu verschieden. Deshalb kann auch eine gut laufende Kita in ihrer

<sup>11</sup> Vgl. *Michael Domsgen*: Familie und Religion. Grundlagen einer religionspädagogischen Theorie der Familie, Leipzig <sup>2</sup>2006, 279–283.

<sup>12</sup> *Stephan Rietmann*: Das interdisziplinäre Paradigma. Fachübergreifende Zusammenarbeit als Zukunftsmodell, in: *ders./Gregor Hensen* (Hg.): Tagesbetreuung im Wandel. Das Familienzentrum als Zukunftsmodell, Wiesbaden <sup>2</sup>2008, 40–57, 54.

<sup>13</sup> A.a.O., 33.

<sup>14</sup> *Christine Henry-Huthmacher*: Eltern unter Druck. Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse der Studie, in: *Tanja Merkle / Carsten Wippermann*: Eltern unter Druck. Selbstverständnisse, Befindlichkeiten und Bedürfnisse von Eltern in verschiedenen Lebenswelten, Stuttgart 2008, 2–24, hier: 20.

Profilierung nicht einfach kopiert werden. Die Herausforderungen stellen sich ganz unterschiedlich dar. Darum sind die Unterstützungsleistungen eigens zu profilieren. Davon ausgenommen sind auch die Gewichtung und Profilierung von impliziter und expliziter religiöser Erziehung nicht. Das gilt ebenso für die Gestaltung interreligiöser Erziehung. Denn bisher gibt es kein Modell, dem sich religiöse und interreligiöse Erziehung vorbehaltlos zuwenden könnten.<sup>15</sup> In dieser Situation besteht die einzige Möglichkeit darin, „angesichts der jeweiligen Voraussetzungen und Gegebenheiten in jeder einzelnen Einrichtung nach angemessenen Wegen zu suchen“<sup>16</sup>. Dabei ist es in der Regel förderlich, wenn im Umfeld der Kita möglichst unterschiedliche Projekte der Elternbildung angeboten werden und zugleich strukturell klar positioniert im Alltag der Kita Kontakte mit den Familien der Kinder angebahnt werden, die von Respekt und Anerkennung geprägt sind.

■ <sup>15</sup> Vgl. *Friedrich Schweitzer*: Nachdenken, in: *Christoph Th. Scheike / ders.* (Hg.): *Kinder brauchen Hoffnung. Mit Geheimnissen leben*, Münster <sup>2</sup>2006, 95–117, 107.

<sup>16</sup> Ebd.